

(Nachdruck verboten.)

17)

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Lenz kam mit einer zögernden und bedächtigen Antwort. „G'nau woß i 's wohl it. So um a'r a fußzehntausad March umanand.“

„Baar und auf d' Hand?“

„I moan scho. Von da Muatta her hat s' sieb'ntausad, und dös ander legt vielleicht da Bata zua. Aba da r-ußt d' scho eahm selm frag'n.“

„Dös is g'wiß. Es is grad, daß ma si a wengl auskennt.“

„Ja — ja.“

„Wo da Schneiderin hon i 's aa scho beiläufi g'hört.“

„Baßt 's da nacha?“

„Ja. Wann sie fußzehntausad auf d' Hand kriagt, mag i.“ Der Lenz kaute an einem Strohhalme und war nachdenklich.

„Du,“ fragte er, „hoßt du dahoam 's Antwes'n scho übanomma?“

„No it. Wann i an Eh'vatrag protafallier, kriag i aa'r an Hof.“

„Wia alt bißt denn?“

„Achtazwan'g wer i.“

„Du hoßt as schö!“ Der Lenz seufzte, wie er das sagte.

„A'r it schöna wie du. Bei dir werd 's wohl aa nimma lang hergeh.“

„Recht lang werd 's nimma hergeh!“

Der Brüdel Kaspar lachte.

„I woß scho: es is it gar so leicht, bis ma de Alt'n zu da Ruab bringt; i ho de leyt'n Jahr her aa g'stritt'n und g'mammst (gemault) grad gnuu.“

„San? Hoßt d' aa z' thoa g'habt?“

Lenz drehte sich lebhaft seinem Gast zu.

„It z' weni; dös derfst d' g'wiß glaab'n.“

„Aba do is ganga?“

„Sinscht waar i heut it da. Freili is 's ganga. Was woll'n denn de Alt'n macha? Amal müassen s' geh.“

„Aba wann halt!“

„Um dös handelt 's a si. No, mir hat dös g'holp'a, daß an Bata a Schlagl (Schlag) g'stroast hot, und d' Muatta hot si auf mei Seit'n g'schlag'n.“

„Macha is freili leicht.“

„Sag dös it! Der Alt hot si no ei'gespreizt, 's wie, und halt gar it glaab'n hat er 's woll'n, bis i ehm anderst kemma bi. Auf 's Fruhjahr, hon i g'sagt, heireth i und übanimm, oda du stellst da no an Knecht ei'. I mach dir foan mehr.“

„A niada (jeder) gibt it nach auf dös.“

„Was woll'n s' macha? So lang kinnon s' do aa'r it wart'n, bis mir kizgraab (grau) san und 's Seireth'n vasammt hamn!“

„A Muatta is halt da dös best!“ sagte Lenz und fruzte wieder. „De kunn drauf drucka.“

„Dös muagt halt jekt selm thoa.“

„D schangt 's schiach aus, und vadriast an Alt'n.“

„Dös sell gib i zua; aba wann 's da'r a Hochzeiterin woagt, nacha kunn't'n ja dera ihre Leut a bissel unrühr'n.“

„Von an fremd'n Mensch'n laßt si oana it gern was drei'red'n.“

„Ja no! Du muagt halt wart'n; recht lang werd 's nia nimma dauern; und bal d' Urschula aus 'n Haus is, werd dei Bata schnell zeiti wer'n.“

„No sei; bal 's dir recht is, genga ma jekt zu de Weibsbilda umi.“

Als sie über den Hof kamen, stand die Penzi am Brunnen und pumpte Wasser in einen Trankkübel. Der Kaspar rußterte sie mit einem schnellen Blick.

„Was hab't's denn da für oani?“ fragte er.

„D' Ruachdirn; auf Riachtnes-marschier't s',“ sagte Lenz futz und ein wenig verächtlich.

„Saggera Hofenzwickl, de hatt' Gar'n!“

„I ho s' no it o'g'schaugt auf dös.“

„Geh, hör auf!“ lachte der Kaspar und drückte ein Auge zu. „Daß du so was it sehgaßt!“

„I mag 's Hausbrot it.“

Es lag in der Antwort des Lenz eine sonderbare Schärfe, die sein Gast wohl bemerkte; jedennoch, er kümmerte sich nicht viel darum und dachte so obenhin, es werde schon irgendwie einen Grund haben.

Unter der Haustüre warf er verstohlen noch einen Blick auf das saubere Frauenzimmer, das ihm neugierig nachschaute.

Für einen ledigen Burschen wär 's kein übler Brocken gewesen, so um die Zeit, da er noch beim Leibregiment war. In der Stube hatte das Basel einen argen Jammer.

„Dös hamn ma dumm darath'n, Kaschpa! Da Betta kimmt erscht uma drei hoam; i hab da 's glei g'sagt, mi hatt'n eahm was z' wiss'n macha soll'n. Wos thean mir jekt?“

„Jekt müass'n ma scho wart'n, bis er hoam kimmt; no mal umafahr'n waar aa z'wida.“

„Ja freili; mi vasammt ja sei Zeit, und i ko aa net oiwei (alleweil) von dahoam furt.“

„Bleib's halt do!“ schlug Ursula vor. „Mir dischrier'n mitanand, und na werd d' Zeit scho bogeh.“

„I woß scho, was i thua,“ sagte der Kaspar, „mir hot da Plank vo Brudberg g'sagt, daß er a Hofg'schirr zum bokassa hatt'. Da geh i umi dazua; is eh grad a kloane Stund zu'n geh.“

„Geh weita!“ bat Ursula. „Berst do it glei wieda dabo renna?“

„Wos that i denn do? I ko do net fünf Stund herhocka!“

„Schaugt d' halt infern Hof o!“

„Den sieh i danach aa; bis um oans bin i wieda zuck, und na werd mi d' Zeit do it gar z' lang.“

„Eigatli hot a recht,“ sagte die Schneiderbäuerin, „für was soll a herwart'n, wann er darwei a Geschäft o'macha ko? I und d' Urschula, mi untahalt'n ins scho, und da Lenz werd a so im Stall bleib'n müass'n; na vasammst d' nix, Kaschpa, wann's d' auf Brudberg gehst; aba daß d' it z' spat kimmst!“

„Ums oans bin i z'ruck. Pfiad Good beinand!“

Ursula lief zur Haustüre und rief ihm nach:

„Kimm sei bald z'ruck, Kaschpa!“

„Gilt scho!“ sagte er gerade hin, ohne sich umzudrehen, und ging weiter.

„An dem Friagst d' amal an richtinga Mo,“ sagte die Schneiderbäuerin zur Ursula, „werst as sehg'n.“

„Bal 's g'wiß is, daß i 'n kriag.“

„Warum it? Bal da Bata a bissel mag, werd de Sach heut richtig.“

„Ob er it z' viel balangt?“

„Na, na, was i eahm so beiläufi g'sagt hab', dös sell is eahm Sach gnuu g'wen.“

„Moanst da?“

„Freili! Laß di no nix bekümmern, Urschula! Hoßt 'n denn in da Thomasnacht it g'sehg'n?“

„Wia dös?“

„Des junge Mad'ln wißt's ja nix mehr, weil's foan recht'n Glaab'n aa nimma hab't's. In da Thomasnacht hattst d' as leicht dafragt, ob's d' in dem Jahr de Brücklbäurin werst.“

„Ah, dös san so Abaglaub'n!“

„Weil's no ös all's besa wißt's! Aba dös derfst g'wiß glaab'n: bal si oani in da Thomasnacht ganz nadert auf 'n Schemmi (Schemel) vor's Bett stellt und sagt den selbinga Spruch, nacha steht s' den Bursch'n, der wo s' heireth.“

„Glaabst du dös?“

„Und g'wiß glaab i 's, weil 's amal wahr is!“

„Wia hoagt na der Spruch?“

„Baß no auf!“

Betscheml, i tritt di,

Seilliger Thomas, i bitt di,

Laß mich sehgen den Herzallerliebsten meinigen

Diese heitige Nacht!

Und nacha kimmt a dem Madl im Traam für.“

„Mir waar lieba, i wissat an Stuch, daß da Bata recht-finnig (rechtschaffen) waar geg'n meira (mich).“

„Dös werd a scho sei; was wiß a denn mehra? Koa besserne G'leg'nheit find't a gar it für di.“

„O mei, Basel!“ sagte Ursula und seufzte recht tief auf. „Was is jeka dös? Leb't's ös schlecht mitanand, seit d' Muatta g'storm is?“

Und war der Ursula beinahe ihr Geheimnis über die Lippen gesprungen bei der Zolldrehtin, weil ihr Herz zum Ueberlaufen voll war, so konnte sie es jetzt schon gar nicht mehr zurückdrängen in Gegenwart dieser nahen Verwandten, die ihr stets Freundlichkeit bezeigt hatte und ihr jetzt einen Mann zubringen wollte.

Das Wasser schoß ihr in die Augen, und sie sagte unter Schluchzen:

„Na, Basel, mi leb'n gar it gut mitanand!“

„Was waar denn jetzt dös! Aha i ho ma 's oiwei (alleweil) denkt: d' Muatta hat z' fruah von enk weg müass'n.“

Ursula wischte hastig ihre Tränen ab.

„Na, Basel, sie is it z' fruah weg! Tröst' f' da liabe Good, aba mi müass'n allsammete froh sei, daß f' no bei Zeit'n g'storm is!“

„Was sagst ma denn jetzt da?“

„Sie hätt nix schön's mehr dalebt; es is g'scheita, sie liegt an Grab.“

„Geah! Was is denn dös?“

Ursula rückte näher zur Base hin, dann stand sie auf und schaute auf das Flöß (Flur) hinaus, ob keine Horcherin in der Nähe sei, und setzte sich wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Luls.

1]

Von Wilhelm Holzamer.

Der Bauer stand am Fenster und hielt die Hände gegen die Scheiben und zwang sie so, daß sie nicht zitterten. Er hatte den Kopf in den Nacken gedrückt und blickte zwischen den Kronen des Birnbaums und der hohen Pappel, die vom Fenster aus ein wenig nach rechts gerückt im Garten standen, nach dem Himmel. Die Oeffnung zwischen den beiden Kronen hieß das Wetterloch auf dem Hofe — da hinten herauf zogen Regen und Gewitter. Und es hing heut trübe zu in der Wetterede. Kam ein Wind auf, dann war's eins zwei drei da. Und was für ein Wetter — eines von den grauen, die das knatternde Donnern haben, daß die Ziegel auf dem Dach klappern und die Fensterscheiben rasseln, als müßten sie zerspringen. Sie und da gab's einen leuchtenden Strich dahinter, wie wenn man mit einem Schwefelholz im Dunkeln über die Wand fährt. Aber der Donner war noch nicht zu hören. Freilich, hinter den Höller Weinbergen schen's schon zu tratschen. Wenn der Teufel nur nicht sein Spiel machte und ein Wind aufkam. Dann verging keine halbe Stunde mehr. Wenn's so ruhig blieb in der Luft, nun, da hatte es Zeit. Bis es dann über den Höller Berg herauf war, verging noch ein Knapp halb Stündchen, und in der Zeit — der Winterheimer brauchte nicht auf dem Felde zu sein, um zu wissen, wie weit seine Leute waren — in der Zeit waren die drei letzten Wagen daheim. Und wenn's mit diesen drei letzten noch gepackt wurde, dann hatte er, trotz dem Gewittersommer, sein ganzes Korn trocken heimgetriegt, und 's mochte tratschen.

Er rieb sich die Hände. Und dann — er guckte mal von der Seite zurück nach der Tür, die ins Schlafzimmer ging, — na und dann mußte auch das andere da hinten gut abgehen, und er hatte wieder ein bißchen seine Ruhe. So, daß man die Hände auch mal in die Hosensäcke stecken und sich mal gemächlich auf den Hof stellen und den Spaken zugucken konnte und nicht immer denken mußte: was dann und was jetzt, was jetzt und was dann.

Er drückte wieder die Hände gegen die Scheiben, und zwar ein bißchen höher als vorhin, als ob er so noch etwas zurückhalten könnte, was doch kommen mußte. Es war ihm erschienen, als hab's eben einen Stoß durch die Bäume gegeben, als sei der Wind hindurchgegangen, und er guckte ängstlich nach den Wolken, ob die rascher gingen als vorher. Keia, es hatte sich getäuscht, das Wetter war noch weit und hing noch an den Höller Bergen fest, nur langsam lam's näher. Doch war kein Zweifel, Wind war angekommen. Ob denn die Himmelskader draußen keine Augen hatten! Der Wagen von der Edelocher Mühle könnte schon gut zurück sein. Sie, war das ein Bliß gewesen — ein Baden — abgesetzt — und wieder ein Baden.

Der Teufel sollte die Kerle holen, die nie absehen konnten, was für ein Tempo nötig war!

Und nun war auch der Donner da. Sie konnten doch keinen Strohwisch in den Ohren haben. Das gab was. Oder guckten die Esel das für ein Gewitter in Fradtröden an. Heiliger Strohsack — das ging nun rasch: Bliß und Donner, keine zehn Minuten mehr, dann steckt der Kirchturm mitten drin. Was liegt ihm am Kirch-

turm! Seine drei Getreidewagen, die jeden Augenblick eintreffen müssen! Einen kann man schon fast als verloren rechnen, den vom Loch her, — der hat am weitesten. Und der Weinbergweg, mit dem man abschneiden könnte, ist selbst für ein Eselwägelchen zu schlecht — aber die anderen zwei!

Oben klappert ein Laden. Nie wird richtig eingehängt! Alles huchdimusch! Kreuzdonner, was schüttelt's den Birnbaum! Bleibt kein Stiel drauß hängen. Und die Kerle draußen scheinen nichts zu sehen und zu hören. Plumps — da haben wir die Bescherung! Der Ast ist ab — der Korb voll Birnen ist gegessen. Aber Himmelsfaherment, soll's mich dann auch die drei Wagen Korn noch kosten!

Hinten im Schlafzimmer gibt's ein Wimmern — und dann einen Schrei. Der Winterheimer hört's und will nachsehen. Da gibt's wieder einen Windstoß, die Pappel biegt sich fast auf den Birnbaum, und der Laden am Dachfenster schlägt zusammen, als müßte das Haus auseinandertraden. Heilig Kreuz Christi — so ein Faulenzertoll, so eine Leimstiebergesellschaft — Pressen und Wamschen, aber die Wein heben und den Budel büden — Krach! — ein trotener Donner — „Herr, laß es gnädig an uns vorübergehen“ — er bekreuzigt sich, mehr aus Gemohnheit — das Wimmern im Schlafzimmer dauert fort — er muß doch nachsehen, ob denn die Gehamme eingeschlafen ist — aber wie er die Tür aufmacht, fährt der Wagen ein. Er läßt die Tür los und läßt sie zuschlagen und eilt hinaus. Er hat schon ein paar Flüche im Mund und will sie über die Knechte herfahren lassen, da sieht er, daß die drei Wagen hintereinander stehn, der letzte gerade noch im Hofstor, und daß die Pferde dampfen und den Knechten der Schweiß von den rotgebrannten Waden rinnt. Er schludt seine Flüche hinunter und zieht den Mund ein wenig zum Lächeln. Einen Augenblick bleibt er breitbeinig stehen.

„Gabt's gepackt!“

Stolz ist das „Ja“, das ihm antwortet, aber er nimmt's ganz für selbstverständlich hin.

Dann besinnt Euch nit lang und glockt nit lang — sollen mir denn die Säul noch einen Zug kriegen zu guter Letzt! — und fährt die Wagen wie sie sind in die Schuppen. Flint jetzt — und die Mägd da oben herunter — gibt's nit, Fissimattenten werden mir keine gemacht — so — und dann die Säul in den Stall und abgerieben. Eins, zwei, drei — der Zeit kann man ja nach Frankfurt fahren, bis ihr nur mal den Hintern herumdreht. Heiliger Wimbam, was Steißschächter — führ doch den Gaul links heraus, Jean, wann's rechts zu eng ist — und die Deichsel aus dem Wagen — so — und jetzt noch ein Stüd vorgeschoben. Halt! Seid ihr denn verrückt, so närrisch zu schieben — dreht die Müd (Bremse) zu — gut!

Er kehrt sich um und geht den Hof auf und ab, einmal hin und einmal her und läßt sich den Regen, der mit Hagel gemischt herniederprasselt, ins Gesicht schlagen. Er hat sein Lächeln um den Mund und streicht sich den Bart.

„Das wär gepackt!“

Alles ist in Ordnung. Er sieht breitbeinig vor dem Schuppen- tor und bezieht sich das letzte.

„Wär gepackt, ja.“

„War ein Schaff —“

„Na ja — für nix kriegt man nix.“

Er macht ein ernstes Gesicht. Wenn der Kerl noch extra was haben will und nicht abwarten kann, kriegt er grad erst recht nichts.

Er dreht sich auf dem Absatz herum und geht ins Haus.

Die Knechte stecken enttäuscht die Köpfe zusammen. „Was man auch für ihn tut, nicht einmal ein Wort der Anerkennung, geschweige denn sonst was.“

„Weil er schaffen kann wie ein Vieh, verlangt er's auch von unsereinem.“

„Laßt mal gut sein — ich kenn ihn besser — und du hättst nur ganz dein Maul halten sollen.“

„Ich hab ja nix gesagt.“

„Nur gewinkt mit dem Scheuertor.“

„Na ja.“

„Und davon war's bei ihm aus.“

„Kriech die Kränk, wann du auch immer mit dei'm Maul borne sein mußt!“ rief einer aus der dunklen Schuppenede hinten.

„Aff!“ rief's ihm entgegen, „kümmere dich um dich!“

„Und du um dich!“

Es donnerte so krachend, daß alle aufzuhren.

„Jesses, Marja, Josepp!“ entfuhr's einem.

„Gajensuß — kriech in den Kleiderschran!“

„Komm, ich nimm dich unner mein Fad!“

„Rosenkränz kann man an dem anstreichen, wann der Petrus nur mal rumpelt, aber sonst muß er sein groß Maul gebrauchen, als wär er der Großherzog.“

Sie nesten sich weiter, während das Gewitter niederging.

Der Winterheimer stand indessen an seinem Fenster. Aber er hielt die Hände nicht gegen die Scheiben. Obßchon der Hagel großen Schaden anrichtete, er achlete jetzt nicht mehr drauf. Er hörte nur mit einem halben Ohr hinaus. Im Schlafzimmer dauerte das Wimmern fort. Er biß sich auf die Zähne.

„Sie haben doch alle tüchtig geschafft, das ist richtig, und sie sollen's doch wegen dem einen Großmaul nicht umsonst getan haben,“ murmelte er vor sich hin.

Aber er konnte sich noch nicht entschließen, etwas für seine Leute anzuordnen, er spürte, daß ihm das Wort dazu noch nicht aus-

dem Munde gehen konnte. So stand er noch und sah dem Wetter zu und sah, wie sich's in der Wetterrede lichtete.

„Wenn's jetzt nicht zurückkommt, haben wir's bald überstanden.“

Da fragte die Magd an der Tür:

„Was soll's geben fürs Gefind heint Abend?“

Er guckte sie mal groß an.

Es war die alte Lisett, die sonst immer alles von allein anordnete, wenn die Hausfrau nicht da war.

„Was es geben soll? sagte er — und in das Lächeln, das in seinem Gesichte war, wollte der Unmut eingiehn.“

„Na ja,“ sagte die Magd — „ich mein —“

„Du meinst, 's wär eine Extrawurst am Platz,“ fiel er ihr ein. Sie hob den Kopf und sah ihm in die Augen, ohne sich von seinem barschen Blick beirren zu lassen.

„Alles war recht ist — mein ich auch. Und wann der Hund sein Knochen verdient hat, soll er'n auch kriegen.“

„Aber ich laß mir keine Moral predigen.“

„Ich frag ja nur.“

„Knecht- und Mägdevolk, das ihr seid, all miteinander. Wer zu kriegen hat, kriegt, und ich hab mich noch nie nit lumpen lassen. Daß du's weißt — und daß ihr's all wißt! Verstanden?“

„Wissen wir auch all!“

„Na also — und warum kommst du denn und fragst — wie der ander auch gleich gekommen ist und hat die Bettelhand herausgestreckt. Ich geb, weil ich will, und nit, weil ich soll! Punktum!“

„Also nit,“ sagte die Magd und wollte die Tür zuziehen.

„Nit — damit ihr sagen könnt, ich wär ein Geiztragen.“

„Nit, nur weil Ihr nit wollt.“

„Alte —!“ drohte er, „Lisett, wann du nit schon so alt wärst —“

Sie machte die Tür sperrweit auf.

„Und dann?“

Er lenkte lächelnd ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Mann im Tockenburg.

Von Erich Schläpfer.

Das Tockenburg ist ein Tal der Thur in der Schweiz und hier wurde am 22. Dezember 1735, fast sieben Jahre nach Lessing, vierzehn vor Goethe, ein armer Junge, Uli Braefer, geboren, der niemals mehr von seinen Vorfahren erfuhr, als daß die Armut auf ihnen gelastet hatte, wie sie auf ihm selber und seinem Vater lastete.

Der Vater war Salpeterbrenner und mußte viel und lange vom Hause abwesend sein; im Hause selber ging es zu, wie es auch heute noch in den Hütten der Armut zugeht. Im Jahre 1741 aber, als der kleine Uli sechs Jahre alt war, übernahm der Vater ohne Geld ein Bauerngut, das mit Geld vermutlich keiner übernehmen wollte. Es lag nämlich im Drehschlatt, einem wilden Einödenort zu hinterst an den Alpen Schwämme, Kreuzegg und Aueralp.

In Drehschlatt gab es immer kurzen Sommer und langen Winter und während des letzteren ungeheuren Schnee, der oft noch im Mai ein paar Klaster tief lag. Einer neu angelangten Kuh mußte einst noch am Pfingstabend mit der Schaufel der Weg zum Hause gebahnt werden. Kaum Stürme heulten ums Haus und an den kürzesten Tagen sah man die Sonne nur fünf Viertelstunden.

An diesem Ort begann nun der Vater seine schwere Arbeit, ohne Geld durchzukommen. Aber wie er auch schuftete und wie er auch seine Frau und die Kinder mitschufte, er erreichte nichts, als daß seine Stirne sich von Nahrungsorgen immer tiefer furchte. Die Armut erwies sich als anhänglich; sie blieb ihm nicht nur treu, da er in Schulden versank, richtete sie sich vielmehr erst recht häuslich bei ihm ein. Nach 13 Jahren endlich brach seine harte Proletarierkraft zusammen und er sprach zu seinen Gläubigern: „Nehmt mir um Gotteswillen die entsetzliche Bürde ab! Das Leben ist mir so ganz verleidet! Auf das Bessertwerden hoffe ich schon 13 Jahre vergebens. Bei dem Gut habe ich nun einmal weder Glück noch Stern. Mit saurem Schweiß und so vielen schlaflosen Nächten grub ich mich nur immer tiefer in die Schulden hinein. Da half kein Knauern und Sparen, Hunger und Mangelleiden, bis aufs Blut arbeiten, kurz alles und alles half nichts. Noch einmal um Gotteswillen! Da ist all mein Vermögen. Nehmt, was ihr findet, und laßt mich ruhig meine Straße ziehen. Mit meinen älteren Kindern wird mir auch möglich werden, uns allen ein schmales Stücklein Brot zu erwerben.“

Mitten im März des Jahres 1754 zogen alle mit Sad und Pack aus dem Drehschlatt weg und sagten dem wilden Ort auf ewig gute Nacht! Von Ochsen oder Pferd war keine Rede. Der Hansrat und die jüngeren Geschwister wurden von den Eltern und größeren Geschwistern auf Schlitten fortgeschleift und so ging es wieder ins Tal hinab.

Das neue Haus, in dem sie einzogen, war eine dunkle, schwarze, wurmtüchtige, rauchige Hütte. Lauter faule Fußböden und Stiegen; ein unerhörter Unflat und Gestank in allen Gemächern. Und doch war das alles nichts gegen den lebendigen Einwohner, den sie im Haus haben mußten: ein abscheulich heruntergekommenes Weib, das sich besoff, so oft es ein Kirchengeloses erhielt und auf die Art zu Wein kam, dann in der Trunkenheit sich splitternackt auszog und so im Hause herumspang und pfiß. Ein erbaulicher Anblick für den

jungen Uli war es, wenn sie dafür dann von irgend einem Nachbar mit dem Kinderriemen verprügelt wurde; noch schlimmer aber war es, daß ihn das mannstolle Frauenzimmer mit unzüchtigen Gebärden und Anträgen verfolgte.

Unter diesen Umständen mag es für ihn eine Art von Erlösung gewesen sein, daß er nunmehr als Knecht außer dem Hause tagelöhner mußte. Lange aber sollte dieser Zustand, der für ihn durch die Liebe zu einem bildsauberen jungen Mädchen übersommt wurde, auch nicht dauern. Noch im selben Jahr traf der Vater mit einem Bekannten zusammen, der in der Welt herumgekommen war und ihn überredete, den Uli in die Fremde zu senden. Er wählte dabei dem weltunerfahrenen Tockenburger-Proletarier die Schätze der fremden Welt so zauberhaft zu schildern, daß der ihm richtig seinen Sohn anvertraute. Der Bekannte aber erwies sich als ein Schurke, der den ahnungslosen Uli in Schaffhausen als Diener an einen preussischen Werbeoffizier verpuppelte, der ihn selbstverständlich sofort unter die Soldaten Friedrichs steckte, als er nach Berlin zurückgekehrt war.

Der träumende arglose Schweizer Bursch wurde auf diese Weise in Berlin preussischer Rekrut und mußte das ganze Elend des Soldatenstandes ertragen, bis es ihm endlich gelang, in der Schlacht von Lowositz zu desertieren.

In der preussischen Montur bettelte er sich nun den langen Weg bis ins Tockenburg zurück. Bei der Heimkehr fand er sein geliebtes Mädchen verheiratet, und nachdem er eine Weile als Salpeterbrenner gearbeitet hatte, versuchte er es mit einem kleinen Baumwollhandel.

Wie der Vater war er in wirtschaftlichen Dingen etwas phantastisch und wagehalbig und riskierte infolgedessen, sich ein kleines Häuschen zu erbauen. Wie der Vater aber mußte er auch dafür büßen. Sein Leben wurde ein einziges Bittern vor den Gläubigern, und die schwärzeste Armut umgab ihn. Die Ehe, in der er lebte, war nicht glücklich und seine ältesten Kinder mußte er auf den Schragen legen; eine Seuche, die auch ihn selber besiel, hatte sie hinweggerafft. Endlich, endlich gelang es ihm durch glückliche Zeitumstände, aus den Schulden herauszukommen, sein bisheriges Brot zu verdienen und das Häuschen wirklich zu eigen zu haben, das er sich erbaut hatte. Nun aber dünkte er sich auch so reich, daß er keinen Fürsten der Erde glaubte beneiden zu müssen.

Wenn man am Ausgang des 18. Jahrhunderts das Leben dieses armen Jungen überblicke, der vom Schicksal wie von den preussischen Offizieren in gleicher Weise verprügelt worden war, konnte man nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß die Nachwelt ihn noch einmal zu den herrlichsten und köstlichsten Dichtern des deutschen Schrifttums rechnen würde, und doch wird das jeder tun, der heute mit offenen Augen und empfänglichem Herzen die Beschreibung seines Lebens liest, die er hinterlassen hat.

Als 32-jähriger begann Uli zu Schriftstellern, bald auch Verse zu machen, aber noch mehr einem moralisierenden Nachmittagsprediger gleich. 1770 fing er an, ein Tagebuch zu schreiben und sein dürftiges Leben mit Betrachtungen zu begleiten. In den Jahren der Reise endlich, 1781 und weiter, schrieb er die Geschichte seines Lebens, die er seinem Seelenhirten und Protoktor, dem Pfarrer Martin Imhoff zu Wattwil zu lesen gab. Von Imhoff kam es zum Verleger Fühl in Zürich, der 1788 das erste Probeheft im „Schweizerischen Museum“ mitteilte, das, wie er selber erzählt, „unter den verschiedensten Klassen von Lesern allgemeinen Beifall fand“. Im Jahre 1789 erschien dann das ganze Buch unter dem Titel „Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg“.

Es ist ein großes Verdienst Adolf Wilbrandts, daß er dieses vergessene Buch bei Meyer u. Jessen in Berlin neu herausgegeben hat. Er wagt am Ende viel, wenn er meint, daß man es ruhig neben Goethe stellen könne, aber er wagt meines Erachtens trotzdem nicht zu viel. In der Tat hat Uli Braefer viel mit Goethe gemein, vor allem die angeborene Genialität, dann aber auch die ruhige, heitere und malerische Art der Anschauung. Ich wähle in unserer ganzen Literatur kein Buch, das an Duft und Frische der Schilderung die Lebensgeschichte dieses armen Mannes überträte. Wilbrandt spricht von der „erbauerten“ Seele Braefers, und er mag insofern recht haben, als der keusche Adel der Empfindung, der die Poesie des Buches durchströmt, mit der berberen Art des Bauern nichts gemein hat. Im übrigen aber ist Braefers Seele so wenig erbauert, daß vielmehr eine ganze Reihe seiner glänzendsten Vorzüge mit seiner naturwüchsigen Bodenständigkeit zusammenhängen. Er hat vom Bauern die wohlthuende Art, die Dinge mit großer Selbstverständlichkeit bei ihrem natürlichen Namen zu nennen. Er hat den angeborenen Bauernrealismus, der ihn auch gewagten Situationen gegenüber nicht verläßt, und in solchen Augenblicken erinnert seine Kunst an die unbergängliche Kunst der niederländischen Meister. Er hat endlich die häuerliche Plastik in der Redeweise.

Der Bauer ist in seiner Sprache unbefolgsamer als der Städter und der literarische Büchermensch; er lebt viel in der Einsamkeit und hat darum nicht die sprachliche Routine, die sich aus vielem Reden ergibt. Es ist nicht seine Art, die Gedanken in langer fließender Entwidlungsreihe aufmarschieren zu lassen; das kann er nicht. Durch streng logisch durchgeführte Sätze und durch die Fülle der Worte vermag er niemals zu überzeugen. Das Wort geht ihm hierfür viel zu schwer und langsam vom Munde. Ueberzeugen aber will er, wie jeder, der sich der Sprache bedient, und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als seine wenigen Worte so anschaulich, so farbenfroh, so verbmalerisch wie nur irgend

möglich zu wählen. Es ist das im letzten Grunde nicht nur eine Eigenschaft des Bauern, sondern überhaupt des ganzen unverfälschten Volkstums. Alle Dialekte sind syntaktisch und logisch weniger durchgebildet als die Schriftsprache, dafür aber sind sie von stärkerer Plastik. Dem Bauern liegt diese Plastik nur besonders nahe, weil er viel mit der Natur zusammenlebt und so seine Vergleiche und Bilder unmittelbar der Natur selber entnimmt.

An dieser Plastik des Bauern und des Dorfes hat Braefer teil. Der Sprachkennner freut sich immer wieder über die materielle Kraft seiner Ausdrücke, so wenn er beispielsweise den Feiertag, an dem die jungen Burschen auf den Tanzboden gehen, als „Dufelhatag“ bezeichnet usw.

Wenn man das Buch Braefer's mit einem reichen Schatz vergleichen will, ist die Liebesgeschichte mit Kennchen wohl der kostlichste Edelstein des Schatzes. Unsere Literatur enthält keine Liebesgeschichte, die diese Liebesgeschichte eines blutarmen Burschen an Duft und Kraft zu übertreffen vermöchte. Obwohl sie die Dinge durchaus beim rechten Namen nennt, obwohl sie vor heißen Szenen in der nächtlichen Schlafkammer nicht zurückschreckt, ist sie doch feinschön und rein, wie der Schnee der Alpen. Niemals haben mich die heiligen Schauer der ersten unschuldigen Liebe stärker gepackt und niemals hat mich zugleich die unbewußte Sinnlichkeit einer derartigen Liebe heißer und beseeligender durchflutet.

Es ist schon richtig, daß man an die Art Goethes erinnert wird, nur darf man nicht vergessen, daß Braefer unmittelbar aus den Händen der Natur hervorgegangen ist und von Goethe keine Zeile gelesen hat. Er hat mit Goethe auch die ruhige Gelassenheit gemein, mit der er dem Leben gegenübersteht. Er begehrt nicht auf, er fährt nicht wild genial mit der Hand durchs Haar, er will nicht die Berge stürzen und die Sterne vom Himmel reißen; ruhig und gelassen, wie ein Fluß an einem Sommertag fließt seine Schilderung einher, in dem Fluß aber spiegelt sich der ganze sommerliche Himmel. Die frasse Ueberreiztheit und die schwüle Stimmung, die Goethe an den Romantikern „Lazarett-Poesie“ nennt, ist ihm völlig fremd. Er hat sich eine Natürlichkeit, Gesundheit und Heiterkeit der Seele bewahrt, die unter unserem bewölkten germanischen Himmel nicht häufig ist. Und dem Proletarierjohn aus dem Todenburg war dieses Kunststück schwerer gemacht, als dem Patrizierjohn aus Frankfurt a. M.

Die allerersten Seiten des Glüds legen am Ende etwas umständlich ein, doch ist es die Umständlichkeit des geborenen Epikers, der seiner Sache sicher ist, sofern er nur einen ordentlichen Leser vor sich hat. Und schon im zweiten Kapitel beginnt eine wunderbare Kindheitsgeschichte aufzublühen, aus der vor allem die seligen Gaishubentage hervorleuchten, die er in der freien sommerlichen Vergnügen verbrachte. Ueber das Liebesglück mit Kennchen und die Dienerezeit beim Werbeoffizier geraten wir dann in das schwere, schwere Kapitel, in dem er seine Soldatenzeit in Friedrichs Heer beschreibt. Mir ist, als müßten diese Kapitel für den Historiker geradezu ein Fund sein, wie ich denn dem ganzen Buch einen eminenten kulturhistorischen Wert beimesse. Es ist kulturhistorisch kein alltäglicher Vorgang, daß Friedrichs Heer von einem Beschriebenen wird, der selber in diesem Heer geprügelte wurde und mit der genialen Kraft eines großen Dichters zu schildern versteht. Das damalige Berlin wird zum Greifen lebendig und man erlebt alle Stationen des damaligen Soldatenlebens: Kaserne, Mannschaftsstube, Drill und Geprügeltwerden, Spießrutenlaufen, Parade auf den freien Plätzen Berlins, Auszug in den Krieg, lange fürchterliche Märsche, Lagerleben und Schlacht. Wenn man aus der Schlacht bei Rossbach heraufsteigt, muß man sich erst langsam wieder in der Gegenwart zurechtfinden, so stark war man in den Damm der einfachen und doch so genialen Schilderung hineingezogen. Literaturfreunde unter den Arbeitern sollten das Buch unbedingt lesen, nicht nur aus schwerwiegenden künstlerischen, sondern auch aus kulturhistorischen Gründen.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Ein Fall von doppelter Persönlichkeit. Mit dem Namen einer doppelten Persönlichkeit wird ein höchst sonderbarer Geisteszustand bezeichnet, der wohl zu den Krankheitserscheinungen zu rechnen ist, aber ganz merkwürdige und schwer erklärlie Eigenheiten darbietet. Die Merkmale sind derart, als ob in dem betreffenden Menschen nicht nur zwei Seelen, wie es ja nach dichterischer Erfahrung häufiger der Fall sein soll, sondern überhaupt zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten wohnen. Dr. Bernhard Hart hat vor der letzten Vierteljahrs-Versammlung der Medicopsychologischen Vereinigung einen Vortrag über die Beobachtung eines solchen sonderbaren und glücklicherweise nicht häufigen Patienten gehalten. Dieser war ein junger Mann von 28 Jahren, der bereits in ein Krankenhaus eingeliefert war, weil er an verschiedene Leute drohende Telegramme ausgesandt und sich auch sonst in einer auffälligen Weise benommen hatte. Der Ueberbringer selbst wußte nicht die mindeste Auskunft darüber zu geben. Ferner fand sich, daß der junge Mann noch andere Zeitabschnitte seines Lebens während der

letzten Jahre vollkommen vergessen hatte. Dadurch wurde der Verdacht einer „doppelten Persönlichkeit“ erregt und die Richtigkeit dieser Vermutung bald durch hypnotische Versuche bestätigt. In der Hypnose nämlich wurde das im wachen Zustand gänzlich erloschene Gedächtnis an diese Zeitabschnitte und die darin geschehenen Begebenheiten aufs neue belebt. Bei den weiteren Untersuchungen kamen dann noch neue Erscheinungen zur Beobachtung. Eines Tages wurde der Kranke von einem Onkel besucht, gegen den er eine starke Abneigung besaß. Nachdem der Besuch vorüber war, fragte Dr. Hart nach den Ursachen dieser Abneigung, worauf sich das Benehmen des jungen Mannes plötzlich zu ändern begann. Er brach nun plötzlich in Wut aus und behauptete vor allem auf das Bestimmteste, daß er Dr. Hart niemals zuvor gesehen habe. Einige Sekunden darauf aber setzte sich der junge Mann plötzlich nieder, klagte über Kopfschmerz, lehrte fast unmittelbar zu seiner gewöhnlichen Haltung zurück und zeigte auch nicht die geringste Erinnerung an irgend etwas, was seit dem Besuch des Onkels geschehen war. Er war also wieder einmal ein anderer Mensch geworden, und es war für den Arzt klar, daß der Wechsel durch die einfache Frage nach den Gründen der Abneigung gegen den Besucher hervorgerufen war.

In der Folge wurde in der Tat festgestellt, daß jenes Ueber-springen von einer Persönlichkeit zur anderen stets dann eintrat, wenn eine Gefahr bestand, daß eine der begrabenen Erinnerungen wieder ans Licht gezogen werden sollte. Die zweite Persönlichkeit, die Dr. Hart in so unerfreulicher Weise kennen gelernt hatte, verhielt sich ihm gegenüber auch in der Folge argwöhnisch und feindselig, während das gewöhnliche Benehmen des Patienten gleichmäßig blieb und Bedauern über das Verhalten der anderen Persönlichkeit an den Tag legte. Dr. Hart bezeichnet die Ausbildung jener zweiten Persönlichkeit in diesem Falle als das Ergebnis eines Widerstandes gegen die Enthüllung bestimmter Erinnerungen.

Der Kranke wurde geheilt. Zur großen Ueberraschung des Arztes selbst nämlich verschwand jene zweite Persönlichkeit, nachdem all die gewaltsam zurückgedrängten Erinnerungen ans Licht gebracht waren. Der Patient wurde darauf wieder ganz vernünftig.

Städtebau.

Die Gartenstadt Milanino. Die von der Mailänder Konsumgenossenschaft Unione Cooperativa de Milano errichtete Gartenstadt Milanino blüht jetzt auf das erste Jahr ihres Bestehens zurück. Milanino ist auf einem außerordentlich günstig, 155 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen, sumpffreien Gelände errichtet, das mit Mailand durch die Nordbahn und außerdem durch eine Dampfschienenbahn verbunden ist. Das ganze Terrain umfaßt 1 300 000 Quadratmeter, von denen zunächst 200 000 Quadratmeter als erste Bebauungszone in Angriff genommen, parzelliert, kanalisiert und mit Wasserleitungs-, Gasleitungs- und Elektrizitätsnetz versehen ist. Der größte Teil dieses Geländes ist bereits in den Besitz zahlreicher, meist dem Mittelstande angehöriger Mitglieder der Konsumgenossenschaft und in den der Baugenossenschaft übergegangen. Die Mitgliedschaft bei der ersteren ist nämlich die Voraussetzung für die Erwerbung von Grundbesitz in der Gartenstadt. Zur Erlangung der Mitgliedschaft in der Baugenossenschaft ist die Einzahlung eines Geschäftsanteils in Höhe von 100 Lire nötig, die aber in Raten à 5 Lire erfolgen kann. Ein großer Teil der Plätze ist auch bereits bebaut oder in der Bebauung begriffen. Wie wir einem Bericht der deutschen Gartenstadtgesellschaft entnehmen, haben dabei leider die Erbauer von Privatvillen statt sich an den in Italien vielfach zu findenden einfach-ländlichen Villenstil zu halten, es vielfach bevorzugt, ihren Häusern ein probenhaftes Aussehen zu geben.

Einer geschmackvolleren Bauweise hat sich die Baugenossenschaft selbst befleißigt, die bis jetzt eine größere Anzahl von Ein- und Zweifamilienhäusern fertig gestellt hat. Ein kleiner Garten von 200—300 Quadratmeter Fläche ist jeder Wohnung beigegeben. Leider ist der Mietpreis der mit allem modernen Komfort ausgestatteten Häuser ein derartiger, daß wohl nur die allerbest situierten Arbeiterfamilien daran denken können, sich hier niederzulassen. Er beträgt, je nachdem die Wohnungen 4, 5 und 6 Räume enthalten, 523 bis 710 Lire. Hoffentlich wird die Genossenschaft bei ihren künftigen Vorhaben darauf bedacht sein, gerade auch für den Teil der Bevölkerung etwas zu schaffen, der auch in Italien am schwersten unter der Wohnungsnot zu leiden hat.

Bis zum 29. September v. J. hatte die Genossenschaft den ersten Teil ihres Bauprogramms, der acht Häusergruppen mit 34 Wohnungen und 200 Räumen auf einer Grundfläche von 8210 Quadratmeter umfaßt, erledigt. Die Finanzierung zur Bebauung des restlichen Grundbesitzes in Größe von 6000 Quadratmeter ist bereits gesichert. Die Mailänder Gesellschaft zur Errichtung von Volkshotels beabsichtigt übrigens die Erbauung mehrerer kleinerer Villen nach dem Babilonienstil, in denen ledige und verwitwete Personen beiderlei Geschlechts Unterkunft finden können.

Die Mailänder Konsumgenossenschaft selbst will in der Gartenstadt ein großes Geschäftsgebäude errichten, dessen einer Flügel bereits fertiggestellt ist. Der Restbau soll in Angriff genommen werden, sobald die Wachstumsvermehrung der Bevölkerung Milaninos das Bedürfnis hierfür anzeigt.